

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 210 (1931)

Artikel: Wie Joggeli eine Frau sucht : Erzählung aus dem Bernbiet
Autor: Gotthelf, Jeremias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

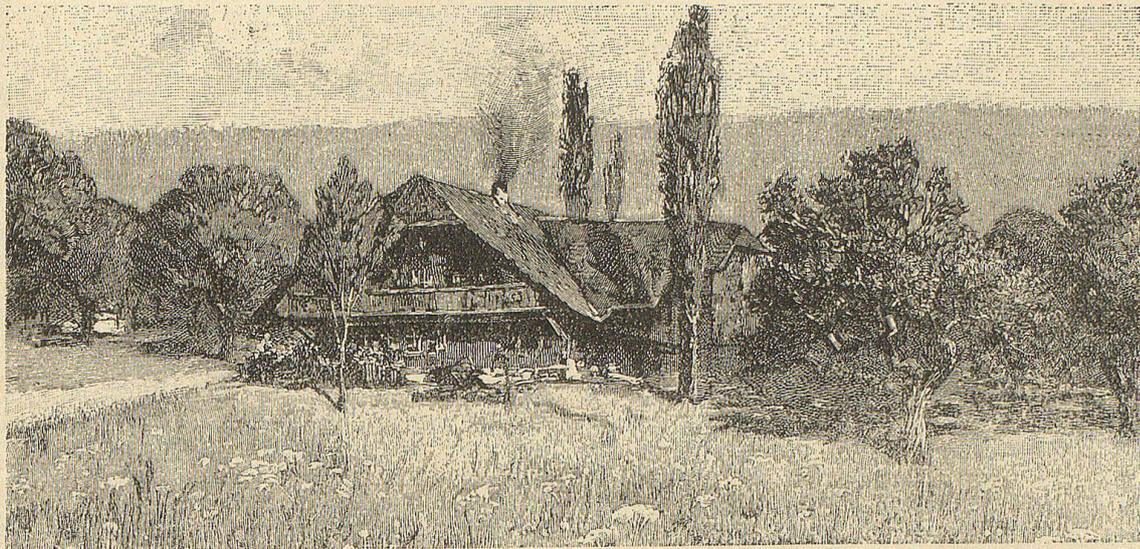
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie Joggeli eine Frau sucht.

Erzählung aus dem Bernbiet von Jeremias Gotthelf.

Im Bernbiet, aber ich sage nicht wo, liegt ein Bauernhof an sonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Allein von Kirschbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und fast so weit am Hügel das Auge reicht, breitet sich um denselben aus ein wunderschöner grüner Teppich, kostbarer als ein König hat: hunderttausendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache sprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenstern stehn einige Blumenstöcke, und ums ganze Haus herum ist lauter Sonntag, d. h. aufgeräumt und sauber; kein Strohalm liegt herum, kein Spänchen ist zu sehen. Auf schöner grüner Bank sitzt ein schöner brauner Bursche, schaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenseitigen Hügel liegen, und langsam, schwermütig steigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus seiner fast erlöschenden Pfeife.

Es ist Joggeli, der reiche, ledige Besitzer des schönen Hofes. Seine Mutter ist ihm jüngst gestorben, die so trefflich ihm die Wirtschaft geführt, ihm so lieb gewesen war, daß er gar nicht heiraten wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zusprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken sich die Söhne nicht gern als alte Sünder.

Jetzt führen ihm die Mägde die Haushaltung und schlecht genug. Seit seine Mutter gestorben war, legten seine Hühner nicht mehr, wenigstens bekam er wenig Eier zu Gesicht, die Kühe gaben schlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkaufen, und die Schweine sahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über schlechtes Fressen, und doch hatte er nie so oft Korn für sie fassen müssen. Noch nie war so wenig gemacht, gesponnen worden, er brauchte immer mehr Tagelöhner,

und doch hatten die Mägde noch nie über so viele Arbeit sich beklagt und nie so wenig Zeit gehabt, das zu tun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter stiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernstlicher ans Weiben, und je mehr er daran dachte, desto mehr graufelte es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa so ein Haushöck, der nie von Hause wegtam, die Mädchen nie anreden, höchstens ansehen durfte, sie nur vom Hörensagen kannte. Er war ein lustiger Bursche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübsches, reiches Mädchen unterwiesen wurde, so war er meist der erste unter dessen Fenster. Aber Fenster ist noch nicht Heiraten, und das war, was ihm Kummer machte, und eben deswegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte. Es sei nicht alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burschen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu sagen, und das zu sehen, was nicht glänze, werde meist erst dem Ehemann zuteil. Dieses zu beweisen, mußte er Beispiele von Exempeln anzuführen, daß einem fast schwarz vor den Augen wurde. Er wußte wohl, sagte er, zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freie, fromme, fleißige; denn was hülfe ihm Schönheit und Geld, wenn Zanksucht dabei sei und Kupfsucht und wie die Suchten alle heißen mögen. Ein zankfüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, sagte er, einem kupfsüchtigen saure alle Milch im Keller und es kriege zuletzt ein Gesicht, gegen welches ein altes Judentrös ein Prachtstück sei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geschöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnaufkuh ein purer Engel sei. Nun sei aber das das Verflümeretste, daß man nie recht wissen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judentrös oder den alten Drachen selbst ins Haus kriege; denn

alle diese Gräuel seien meist schon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hause und hinter dem Hause und besonders im Wirtshause das zärtlichste Gesicht, dem im Hause der Drache fußlang aus den Augen sehe, welcher seine Krallen schon im Antehafen und in der Tischdrucke habe. Sobald ein Mannsgesicht über die Küchentür hineinsähe, fahre der Drache in seine Höhle, und während das Mädchen holdselig lächle, wege der Drache seine Krallen und denke: Warte nur, bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man sich auch nicht verlassen, am allerwenigsten einer, der heiraten wolle. Von allen Seiten werde er angezogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erheben sollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre und man mit ihm ein Bschüttloch vergiften könne. Da möchte er doch wissen, wer so eine feine Nase hätte, daß er immer richtig unterscheiden könne, ob die Leute bezahlt seien, um zu schelten, oder bezahlt zu loben oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein so hineintappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden sei, es auszufinnen, habe ihn schon oft fast wirbelsinnig gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Ritt gehen und aus Pflanzplätzen und allerlei sonst immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens schließen konnte, in solcher Verlegenheit war, in welcher muß da nicht ein Stadtherr sein, der die Stadtmädchen nur an Bällen, in Soireen, in der Komödie oder in einem Konzerte sieht, der, er mag es machen, wie er will, nur ihre Sonntagsgesichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Gesicht bekommt, ja selten mehr ihre Hände ohne Handschuhe? —

Guter Rat ist meist sehr teuer, indessen kommt er auch über Nacht umsonst. Eines Morgens zwischen Heuet und Ernte, wo Bauerntöchter meist zu Hause waren, einige am Strümpfestopfen sich versuchten, andere dem Weber spulten, die dritten im Garten grupeten oder ums Haus herum fifelten, sagte er seinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet um ein Roß aus. Dort seien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigstens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns, und wenn er schon acht Tage lang nicht wiederkomme, so sollten sie nicht Angst haben um ihn. —

Joggeli ging fort, doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rossen gefragt hätte. Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat, und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Es war ein langer Bursche mit rußigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte; denn er war gar langsam dabei und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wußte er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitsuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöbchten Pfannen oder zerbrochenen Rachein, er strich, ohne still zu stehen, durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne daß man eigentlich wußte, was er tat. Er stozte in der Küche herum, schnaufete alles aus, war jedermann im Wege und ging am Ende abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nötig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu verjäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge und trieb es so weit, daß man fast glauben mußte, er versuche, wie viel es erleiden möge, ehe man Schläge kriegen. Auch ließ er schon gehestete Rachein aus der Hand fallen, daß sie in tausend Stücke sprangen, forderte unverschämten Lohn, branzte über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Deswegen auch wurde er von manchem Hause weggejagt mit Fluchen und Schelten. Ertaubte Bauern hezten ihm die Hunde nach und drohten mit Steinen und Stecken; erboste Bauerntöchter warfen ihm Racheinstücke nach mit den größten Schimpfnamen und schnitten ihm Gesichter, neben welchen der geschundene Kopf einer Kröte ein anmutig Luegen war. Zu diesem allem lachte der Kerli nur, gab spöttische Antworten, nannte die Bauern Mutterstümpfer, die Töchter Zoberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, so sagte er wohl, er begehre gar nichts, einem solchen Lumpenbürli, der seiner Tochter nur ludrige Strumpfbündel vermöge und knöpfige Haarschnüre, sei er noch imstande, ein paar Kreuzer zu schenken. Man kann denken, was ihm dann alles nachfuhr auf solche Reden hin, aber als ob er das gerade so wollte, ging er lachend von dannen. Hätte der Kesselflicker in unserer Zeit gelebt und hätte er auch schreiben gekonnt, so würde er wahrscheinlich die Welt mit Reisebildern oder Wanderausfahrten beschenkt haben.

So hatte er am dritten Tag seiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in vollem Laufe. Eine schwarze Wolke schwebte am Horizont und sandte flimmernden Regen herab in reichem Guffe. Kaum hatte er sich geschütelt unter breitem Dache und seine leichte Boutique abgestellt, so kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Gestalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern, Fürtücher die Mädchen über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Bursche, alles dem breiten Dache zu: es war das Gesinde, welches zum Hause gehörte und Erdäpfel gehackelt hatte. Hinter ihnen drein sprang etwas unbehilflich eine zimperliche Gestalt, besser angezogen als die andern, aber eben nicht zu solchem Wettlauf eingerichtet. Als sie ankam, schäfernten bereits Knechte und Mäde miteinander, und ein dralles Mädchen schlug Sami, dem Melker, das nasse Fürtuch um den Kopf. Da zog

Rösi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauses, ein gar schiefes Gesicht, warf Stüdi dem drallen Mädchen, seine Haue und sein Fürtuch zu, hieß ihn's beides abseits tun und tat selbst zimperlich unter den andern und trippelte mit allerlei Geberden um die Knechte herum und übte den eigenen Augenaufschlag und das Blinzen durch die Augen-ecken, welche beide zu Stadt und Land wohlbekannt sind. Endlich kam die Mutter unter die Türe, eine lange hagere Frau mit spizer Nase, und hieß die Tochter, statt da außen zu galpen, sich trocken anziehen; sie wisse ja wohl, wie sie eine leide sei, nichts erleiden möge und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieser Frau meldete sich auch der Bursche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort, daß er warten müsse bis nach dem Essen, man hätte jetzt nicht Zeit, ihm die Sachen zusammen zu suchen. Bescheidenlich fragte er, ob er nicht mitessen könne, er wolle sich gerne vom Lohne abziehen lassen dafür. Man wolle ihm etwas voruße geben, hieß es. Er setzte sich vor die Küchentüre, aber lange ging es, bis das Essen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle, bald eine Kelle beim Anrichten; bald schrie die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waschlumpen ist?“ und bald: „Rösi, wo hast du den Schigore?“ Und als sie schon alle bei Tische saßen, schoß bald eins in die Küche, bald eins in den Keller; denn bald fehlte Milch auf dem Tisch, dann war kein Brot vorhanden. Endlich brachte man auch ihm etwas heraus, das eine Suppe sein sollte, aber aussah wie schmutziges Wasser, in dem ein Mehlsack ausgeschwenkt worden, ein aschgraues Gemüse, welches ehemals Schnitze gewesen, in himmelblauer Brühe schwimmend, und dazu ein Stücklein Brot, das von einem alten Wollhut, der lange in einem Kruschkasten gelegen, abgeschnitten schien. Er merkte sich das Essen wohl, aber aß es nicht, sah dagegen, wie Rösi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für sich köcherlete und endlich ein verstrupftes Eiertätchchen zum Vorschein brachte und ins hintere Stübchen spedierte, wie es sich darauf eine Zeitlang im Keller aufhielt und mit einem verdächtigen Weingeruch herauf kam. Als alle wieder in die nassen Erdäpfel gegangen, sogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlippi, irgendwo auf dem Ohre lag, sah er, wie Rösi wahrscheinlich mit einem Restchen des Eiertätchens in den Futtergang ging, wo der Melker Futter rüstete für die Kasse. Als die Promenade zu Ende war, setzte sich Rösi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Wismete mit ungewaschenen Fingern und fragelte ihn allerlei aus, tat wie ein Meisterlos und hörte ohne Zucken alle Dinge, sie mochten sein, wie sie wollten, die der Kesselflicker zu sagen beliebte.

Und dieses Rösi war das gleiche Mädchen, das so nett und aufgepukt an Märkten und Musterungen erschien, so sittsam tat, so mächtig sich betrug, vor einem Schluck Wein sich schüttelte und vor jedem Blick eines Burschen sich verbergen zu wollen schien. Mit Gewalt mußte man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Essen, mit Gewalt zum Reden, aber es hieß, daheim sei es gar werksam, gehe immer mit dem Volke aufs Feld und sei ohne allen Stolz und

Hochnut. Aber je mehr er Rösi ansah, desto mehr mißfiel es ihm und alles um ihn's herum. Nicht nur die Finger waren schmutzig, sondern alles an ihm; um's Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln, welche er heften sollte, fehlten Stücke. Es sah da bei ihm, sich offenbar gehen lassend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittsamkeit nichts zu sehen, es hatte ein beslecktes Inneres, Lust an wüsten Dingen, und stellte sich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim sich alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirtshause und auf der Straße sich anständig gebärdete. Es klagte nebenbei so recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet sei, Kopfsweh und Krämpfe mache und ein schönes Buch ihm das liebste sei. Dazu schien es noch bössartig, stüpfte die Nase, neckte den Hund und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in diesem Lüfternen, lässigen, langweiligen Ding niemand das schmucke, stille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachsah beim Tanze oder stille stand, wenn man es bei einem Krämer seine Einkäufe machen sah. Duldsam, so lange sie allein waren, fing es, sobald am Abend das Haus sich wieder füllte, mit dem Kesselflicker zu zanken an, gab ihm schnöde Worte und führte alle seine Arbeit aus. Da begann auch der Kesselflicker sein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätch, sein sauberes Wismen, wo immer ein Lätzch auf der Nadel sei und einer unter derselben, bis das Feuer ins Dach stieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte, der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, der Ringgi bellte, die Kaze miauete, alles lärmete, was da lärmen konnte — da zog der Kesselflicker lachend fürbaß.

Am Abend eines andern Tages schleppte er seine Bürde müde einem großen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stand. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet, ein Schweine-stall stieß an den andern, einige Fürtücher und Hemden hingen am Gartenzaun, schwarz und rauchig war es um die Haustüre, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schopf. Eine fluchende Stimme drang aus der Küche und donnerte mit einem unsichtbaren Jemand, der wahrscheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen mit rot angelaufenem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern schwellen wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samstag gewaschen worden, seit-her zweimal den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, daß man die verhudelten Schuhe an denselben bequem als Ruchenschüsseln hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Auspuken des Troges mit dem nutzigen Besen auf ihre Rüssel, daß sie krachten, fluchte mit ihnen, daß kein Kälberhändler es ärger hätte tun können, und schlug ihnen das Fressen in den Trog, daß es weit umher spritzte. Darauf die Hände nur notdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestal-

ten, die wenigsten ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhose Sitte ist, und die es taten, taten es, als schonten sie dem, was sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein wüßtes, unordentliches Essen, an welchem der Refler teilnehmen konnte unter dem Beding, umsonst zu hesten, was er, während die andern rüsteten, zu hesten in stande sei. Rohe Spässe, Zoten wurden als bald flüssig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzlich Teil daran, ohne irgend die geringste Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem erstern zu sagen, wann er zum letztenmal voll heimgekommen sei, und der letzteren vorzuhalten, sie hätte in den drei letzten Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen, dann auch die Mägde zu schelten und den Knechten wüßt zu sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich mußte sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch sonst kein ehrbares Mädchen sich sagen läßt von Knechten, aber wie man tut, so hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewiesen. Der war schmutzig wie die Küche darin. Im Hause war noch lange Lärm, es schien ihm auch nachts keine Ordnung da zu sein und alle zu machen, was jedem beliebte. Er war aber zu müde zu gwundern. Am Morgen ward früh Appell geschlagen, niemanden mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor fünfe sich ums Haus herum, aber niemand tat doch eigentlich was Rechtes. Man mußte halt auf sein, damit es hieße: in dem und dem Hause gehe der Tanz schon vor fünfe los, und d's Marei sei immer die erste und die letzte. Aber vor halb acht konnte man doch nicht z'Morgen essen und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot, dazu Kraut, so lang, so hart, so trocken, daß man sich lange besinnen mußte, ob das, was man hinunter schlucke, Geißelstecken seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Safenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Refler erleidete es bald da, am Kraut hatte er sich satt gegessen, und an der Tochter, diesem unsauberen Werkthier, satt gesehen. Daher, als sie ihm eine Milchschale zum Hesten brachte, jagte er ihr: diese werde sie doch nicht wollen hesten lassen; sie säuerle ja wie eine Sauerkrautstande, in welcher dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschir nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben und nicht viel süßen Anken machen. Poß Wetter! Da ging's los, die Kachelstücke flogen ihm ins Gesicht, und als die verschossen waren, riß sie ihre Schuhe von den Füßen, schlug auf ihn los wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie so Eile gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein oder allen Ernstes sich wehren wollte.

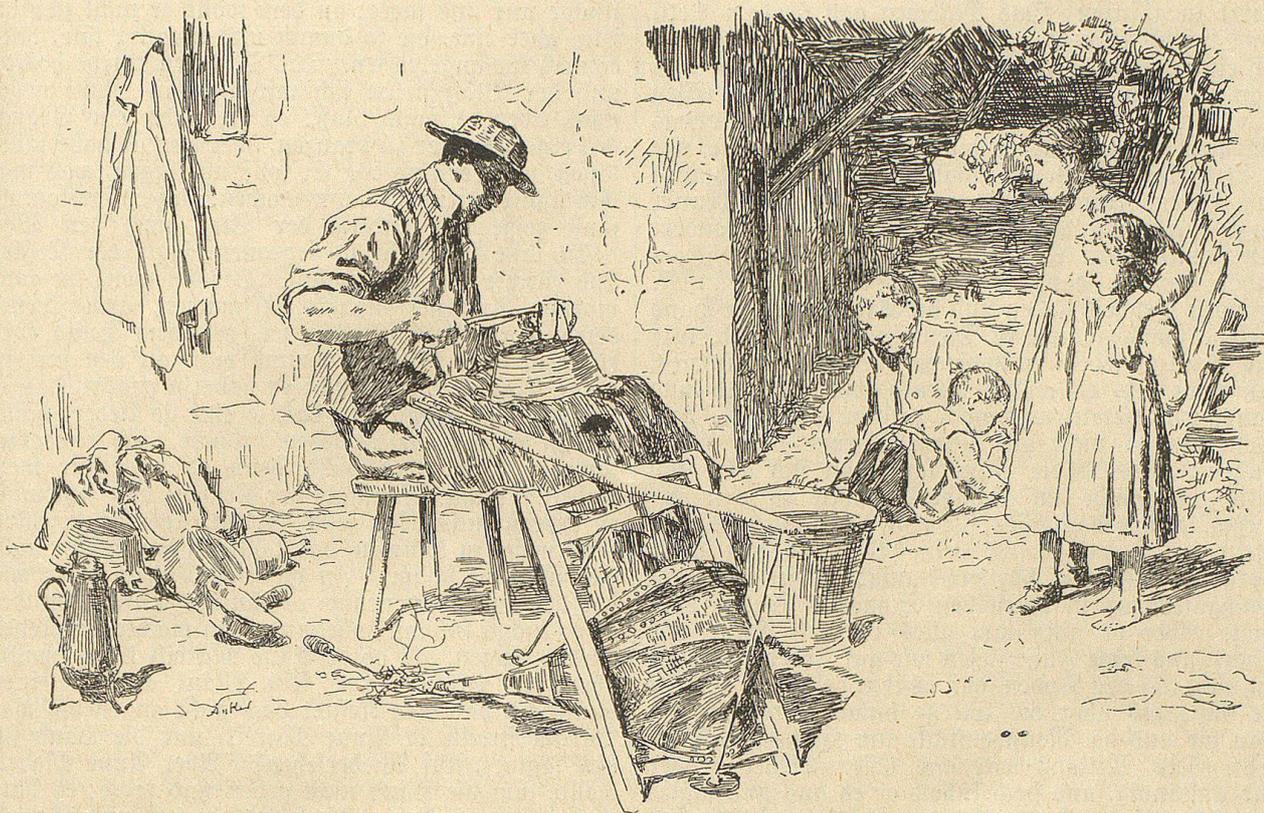
Da könne auch einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berühmt als gar sittsam, manierlich, das jedem Haus wohl

anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werkfader, als eine angehende Bäuerin, wie es zu Berg und Tal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wisse mit den Schweinehändlern am besten zu mäthen, dürfe alles selbst anrühren, und der sei ein Glücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er beide gesehen, und es schauderte ihn, wenn er eins oder das andere haben müßte und wenn er nur ein Kesselflicker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, daß so ein Kesselflicker überall hingucken könne, wo sonst niemand hinsehe, und daß man sich nicht vor ihm in acht nehme und das Sonntagsgesicht vornehme, wenn so einer im Hause sei, wie man es zu tun pflege, wenn Dorf komme oder wenn man z'Dorf gehe. Gar auf Märkten oder Musterungen sei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Rühmärit, sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und die da am meisten aufgepäumt erscheine und geschleckt bis z'hinderst, die sei zu Hause nicht selten die wüßteste Kosle, die es geben könne, und komme daher, daß man nicht wisse, was hinten und was vornen sein solle. Wer Marei und Kösi auf einem Märät gesehen, der hätte geglaubt, sie ständen jedem Bauernhause wohl an, wer sie aber zu Hause sehe, der müsse sagen, daß sie zu einem Bauernhose paßten wie Haare in die Suppe, wie Gffig zu einer gestozenen Midel. „Ja,“ dachte er bei sich selbst, „wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, ist gewöhnlich daheim nur halb so viel wert, mit dem Unterschied, daß man von den einen wieder loskommen kann, wenn man Reukauf zahlt, von den andern dann meist weder Geld noch Seufzer einem helfen.“

Er war recht schwermütig geworden, und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirtshaus und tagdiebte da, spielte den Hudel, tat als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Reflerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirtstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, sie steckte ihm ihren Daumen zu tief ins Kraut, welches sie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu mißbergnügt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen mußte, und gnepste manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig ging er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüthe, und er beschloß weiter zu wandern mit seinem Reflerkram, den ihm niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußweg nach zog er einem schönen Bauernhose zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelin, abgefallene unreife Kirschen knitterten unter seinen Füßen, Spazzen jagten sich auf den hohen Bohnenstangen, zwei Bursche mäthen, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenster, ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes großes Mädchen mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen



saß auf der Türschwelle, schnitt Brot ein und hatte ein lustig prasselnd Feuer in der Küche, doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Koch, wie es sich gehört. Rau und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da müßte er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehfedern abwarten wolle, bis es ihm sich schide. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wolle er aber Verstand brauchen, so könne er feinethalb mit ihnen z'Morgen essen, während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Kehler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, daß es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein, stellte seine Drucke ab und setzte sich zu dem Volk an den Tisch. Es hatte alles ein reinlich Ansehen, und das Volk tat manierlich, betete mit Andacht, und aus dem ganzen Benehmen sah man, daß da Gott und Meisterleute geehrt würden. Die Suppe war nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leicht abgeblasen, das Brot nicht ohne Roggen, aber küstig und nicht hundertjährig.

Er saß noch nicht lange am Tische, so ließ er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchschale fallen, daß die Rachel in Scherben ging und rings am Tische alles mit Milch überspritzt wurde. Sie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vor-

laute Magd hieß ihn den ungattlichsten Hung, den sie noch gesehen. Anne Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stand andere Milch und anderes Brot auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Kehler: im Länderbiet esse man weißeres Brot, dort würde solches nicht einmal von d'r Gottswillen Leuten gegessen; niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchentüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anne Mareili das Großmüetti (die Mutter war gestorben) an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kissen auf der Bank z'weglegte und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete, bald hie aus bald da aus wollte und beständig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längst abgetan waren, nach Art aller Großmüettinen, die meinen, an Dinge, welche sie ehemals abgetan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Mensch mehr, sie blieben ungemacht, wenn sie nicht daran erinnerten. Er sah, wie der Metti fort wollte, seine Strümpfe suchte, sie nirgends fand und nun seine Tochter aus-schimpfte, die sie ihm verlegt haben sollte. Ohne viel dagegen zu haben, half sie ihm geduldig dieselben suchen und fand sie endlich versteckt hinter der Kutte, welche der Vatter anzog, wenn er bei strubem Wetter wässern wollte. Dorthin hatte der Alte sie selbst versteckt am vergangenen Tanzfountage, damit sein Sohn sie ihm nicht wegstipize, um auf dem Tanzboden

damit zu glänzen. Das Mädchen gab sie dem Metti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit und bat ihn: er solle doch ja nicht zu streng laufen und sich doch ordentlich Essen und Trinken gönnen, es wolle ihm schon mit etwas Warmem warten, bis er heim komme. Er hörte, wie es Bettelkindern Bescheid gab, die einen teilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte und etwas Passendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit sie mahnte, Arbeit ihnen anbot und sie dann sehr ernst abwies, wenn sie schönen Bescheid gaben und die Arbeit von der Hand wiesen. Er hörte, wie es Diensten Bescheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete oder Arbeit anwies, daß man sah, es wußte allenthalben in Feld und Haus, was getan, was noch zu tun war. Bei dem allem saß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhebett, streckte die Füße lang von sich weg und hatte die Hände im Schoße, sondern es war nie müßig, rüstete das Essen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daß man ihm wohl ansah, es sei ihm nicht gleichgültig, ob in demselben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm alles von der Hand wie gehezt, und seine Füße liefen wie auf Federn, plöschten nicht auf den Boden, daß es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirne hinauf sprengte, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser plöschchen sieht. Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus und sagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege sich überflucken. Das Mädchen, welches in Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete bloß darauf: daheim könne er kochen lassen, wie er wolle, hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wiederzukommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu spassen, zu schäkeln, wollte das Mädchen oben ein nehmen und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Ofen sah und dazu die Schwelle in Vern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde. Dann ging das Mädchen zum Hundestall, band den Bläß los, der es in freudigen Sätzen umsprang und sagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablösen, aber dafür mußt du hübsch bei mir bleiben und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willst du?“ Und der Hund sah zu ihm auf, als ob er es verstünde, war ihm immer zur Seite, wohin es ging, legte sich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Kefler vorbeiging, als ob er wüßte, wem er Respekt einzulösen hätte.

Endlich, gegen Abend erst, brachte der Kefler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Racheln. Als das Mädchen sie ihm abnehmen wollte, ließ er sie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herum flogen, die Großmutter einen Schrei ausstieß und ängstlich fragte, ob nicht die Rachelbank umgefallen sei. Der Bursche

fluchte nur und sagte: an dem wolle er nicht schuldig sein, aber eine, die so dumm und unwattig täte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochrot und der Bläß stellte sich mit offenem Maul neben ihn, aber es sagte bloß: es sei nicht sein Brauch, mit einem Kefler zu branzeln, aber wer sie habe fallen lassen, wisse er und es. Er solle nur sagen, was man ihm schuldig sei und dann machen, daß er fortkomme, sonst zeige ihm endlich der Bläß noch den Weg.

Er lasse sich nicht so begegnen, sagte der Kefler, und fürchte den Hund nicht. Das sei wohl die kommodeste Art, sich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld schuldig sei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den rechten. Anne Mareili antwortete: er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle und das je eher je lieber, damit es ihn nicht mehr zu sehen brauche, und wiederzukommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da sagte der Kefler: und jetzt wolle er expreß nichts für seine Arbeit, aber so befehlen, nicht mehr zu kommen, das lasse sich ein Kefler nicht, das sei unverschämt. In vierzehn Tagen sei er wieder da, und dann nehme es ihn d's Teufels wunder, ob es nichts für ihn habe, und dazu machte der Kefler wieder Augen, als ob er Anne Mareili küssen wollte, aber der Bläß sperre sein Maul auf zu einem Müntsch, das dem Kefler doch nicht angenehm war. Darum streckte er Anne Mareili nur die Hand hin und sagte: „Auf Wiedersehen!“ Aber Anne Mareili wollte ihm die Hand nicht geben und sagte: es hätte noch nie einem Kefler die Hand gegeben und es wolle schon zufrieden mit ihm sein, aber erst dann, wenn es ihm den Rücken sehe. Da lachte der Bursche und sagte, sy Seel gebe es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen, wo es sein Gesicht lieber habe als seinen Rücken. Somit machte er sich von dannen, hellauf ein lustig Lied singend, daß Berg und Tal wiedertönten. Anne Mareili wurde es recht angst dabei. Es hatte viel von Räubern gehört und namentlich, daß oft Kefler versteckte Räuber seien, die das Land ausspionierten, um zu sehen, wo etwas zu stehlen sei, und wie sie auch Weiber und Mädchen mit sich fortzschleppten in ihre Höhlen und dort bei sich behielten als ihre Weiber. Ein solcher Räuber, dachte es, könnte auch der Kefler sein (er sehe ganz darnach aus) und es auf ihn abgesehen haben. Aber das jolle ihm nicht leicht werden, dachte es, sein Messer und der Bläß wollten auch noch etwas dazu sagen. Indessen ging es doch nicht gern nachts aus dem Hause, zündete des Nachts allenthalben hin, besonders unter sein Bett, schloß die Türen sorgfältig und fütterte den Bläß extra alle Abend, damit er sich nicht etwa locken lasse, und betete noch einmal so inbrünstig zu seinem lieben Vater im Himmel, daß er ihm zur Wache seine lieben Engelein senden möchte, zwei zu seinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jeder Seite und endlich einen, der ihn führe in sein himmlisch Reich. Und dann schlief es getrost ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Kefler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder

Königssohn, der es absolut zur Frau haben wollte und seinem Anne Mareili Himmel und Erde versprach.

Doch kein Kexler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägeli vor's Haus, ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschirr davor, ein großer schöner Bursche darauf. Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er solle kommen und ihm das Roß abnehmen. Darauf kam er an die Türe, und als Anne Mareili ihm Bescheid geben wollte und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmuecht, der Kexler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stattlicher Bauer. Und der Spizbube lachte und zeigte noch schönere weiße Zähne, als der Blafz hatte, und fragte so spizbüßisch: „Gäll, ich bin wiederum da, du hast es mir verbieten mögen, wie du wolltest“. Und lachend reichte er ihm die Hand, und verschämt gab ihm Anne Mareili die seine. Da, rasch sich umsehend und niemand gewahrend, sagte er ebenso rasch, gerade seinetwegen komme er. Es werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der und der und hätte schon lange gern eine Bäuerin auf seinem Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht gewußt, wie eine solche finden, da die Meitscheni gar schlimm seien und einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Kexler umhergezogen, hätte manches gesehen, er hätte es niemandem geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihn gefunden und bei sich gesagt habe: die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte ihn geschwind fragen, ob er seinem Alten etwa davon sagen dürfe. Da sagte Anne Mareili: er sei einer, dem nicht zu trauen, aber er solle hineinkommen, es sei so viel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte

hinein ohne weitere Antwort. Indessen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünstig gewesen sein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden mit Anne Mareili und hat es nie bereut und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anne Mareili ihm die Hand nicht hätte geben wollen und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte: er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anne Mareili ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein müßter Mann, aber reuig bin ich nie gewesen, daß ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick gesehen wird, und sagte: er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, einer sei hineingetrappelt und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anne Mareili an und sagte: Wenn der gelernt hätte Pfannen plätzen und Racheln heften, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja ein Markt-Gesicht ist vom Haus-Gesicht gerade so verschieden, wie ein Sonntag-Fürtuch etwa von einem Ruchi-Schurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade so viel von einem Meitschi, als man von einem Tier weiß, daß man im Sack kauft, da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein.“

Und wenn die Meitscheni wüßten, daß jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Ruchentür hereintreten könnte, so wäre auch am Werktag um manche besser Wetter, und sie täte manterlicher jahraus und -ein und wäre gewaschen Vormittag und Nachmittag!

Wiberlist.

(St. Galler Mundart von Dr. A. G.)

U Burafrau ischt am a Sontig am Morga früte ufgschtande ond het em Maa die neua Schua met Fochsajchmoz feschit ig'schmieret. 's ischt halt ond ofröntlech's Wetter gsi. Drom het si no a mol igfüret. Daß die Schua gschwinder d'Fetti uffugad, schtellt si's a's offa-n-Dfatorli ond goht si go röschte. Do chont era a böfas Gröchli i's Käzli, ond wo si noch luagat, ischt era bigoscht an Schua a-bbrennt. Do isch era doch worda! An ganza südige Schwall ischt über si döra. Nagelneui Schua! Gad gescht het de Ma no gsaat, wie-n-a die Schua freujid. Er hei no nia so schöni, weichi gfa, so kommodi. 's sei gad a Freud, drem z'marschiere.

Wenn's no scho dora wär, daß s'ems scho gsaat hett. Er ischt an guata, lieba Maa gsi, aber schülech en jähzorniga, aber denn o grad wider quat. Desför hett er o kan Chropf gfa. Vor Angscht hett si tenggt, si wött, si wär no ledig. Denn wär das eri Sach. Witt em's gad go säga? So isch es öbere!

Do lit er so schö, z'freda i de Lilache i sim Bett ina, daß si's wider nöd öbers Herz bringt, em d'Sontig-

freud z'berderba. Ond 's chont era a gschidi Idee. Sie chräbelet ond chrüfelet em a chli om's Müli oma, bis er verwachet. Do macht s'em a Chögli. Da chont oma. Si luagat a recht liablach a met era grofa, bruna-n-Auga. Em gfallt sie o met era wiße, ronda, schön-n-Arma i eram Ondergschtältli. Si saat: „Der hett's goppel öppis loschtigz tromt.“ Chorz! As get 's ander. Si saat: „Mei! Sela los mi go. I muos go chocha.“ Ond er: „Blib no chli bimmer. 's ischt jo Sonti!“ Ond si: „Fesas! Los mi gschwind wa. Dimi neua Sontigschua hami a's offa-n-Dfatorli gschstellt, daß d'Schmieri gschwinder ina schlüfi. Die chönted jo gad a cho.“ Ond er: „A die werad jek wohl nöd gad verbrenna. Mer lebed no a mol. Jek hammer's ond jekt send mer do. 's chont a Zit, 's wert anderscht go. Du liabs, liabs, schwarzes Chögli du!“

Spöter got si i d'Chochi, chont aber grad wider ina met zöndrota Bagga, hebet de a-bbrennt Schua i d'Höchi ond saat: „Jetzt bischt aber o du d'schold. Jek isch de schö Schua richtig vebrennt. Do hescht jek d'Schtrof för dis Sontigmörgala.“ Ond er saat: „Sela? Jo bim Schtrohl!“